

Anne Holt  
**Der norwegische Gast**

Anne Holt

# **Der norwegische Gast**

Kriminalroman

Aus dem Norwegischen  
von Gabriele Haefs

Piper Nordiska

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
www.piper.de*

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel  
»1222« im Piratforlaget AS, Oslo.

*Von Anne Holt liegen bei Piper außerdem vor:*  
Das einzige Kind  
Im Zeichen des Löwen (mit Berit Reiss-Andersen)  
Das achte Gebot  
Blinde Göttin  
Selig sind die Dürstenden  
In kalter Absicht  
Das letzte Mahl (mit Berit Reiss-Andersen)  
Die Wahrheit dahinter  
Was niemals geschah  
Mea Culpa  
Die Präsidentin

*In diesem Buch ist einiges ernst gemeint,  
das meiste aber ist nur ein Spiel, Iohanne.  
Deshalb ist dies mein erstes kleines Buch für dich.*



ISBN 978-3-492-04693-0

© Anne Holt, Oslo 2007

Deutsche Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2008

Satz: Satz für Satz, Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

# 1

## *Laut Beaufort-Skala:*

### *Auswirkungen des Windes im Gebirge.*

*Leichter Zug. Windgeschwindigkeit: 1–5 km/h.*

*Wind kaum spürbar.*

*Die Schneeflocken treiben leicht im Wind.*

1 Angeblich soll die Kronprinzessin im Zug gewesen sein. Niemand wusste, wo sie sich jetzt aufhielt.

Als ich darauf bestand, dass mein Rollstuhl aus dem Zugwrack geholt wurde, lag das nicht nur daran, dass ich mich ohne ihn hilflos fühle. Mobilitätsmäßig war der Unterschied nämlich nicht sehr groß. Ich würde mich ja doch in der Nähe der Rezeption aufhalten müssen. Die Toiletten lagen zwar im selben Stock direkt neben der Haupttreppe, und das ermöglichte es mir Gott sei Dank, meine Beutel relativ unauffällig entleeren zu können, aber ansonsten gab es keinen Ort, den ich ohne Hilfe hätte aufsuchen können.

Das Wichtigste am Rollstuhl ist, dass er Distanz schafft.

Nicht physisch, Gott bewahre; wie ich schon sagte, werde ich dauernd angestarrt und muss viele Hilfsangebote abwehren. Ich denke hier mehr an eine psychische Distanz. Der Stuhl verändert mich. Er definiert mich als etwas anderes, anders als die anderen, und es kommt nicht selten vor, dass ich für dumm gehalten werde. Oder taub. Es wird im wahrsten Sinne des Wortes über meinen Kopf hinweg geredet, und wenn ich mich zurücksinken lasse und die Augen schließe, dann ist es, als ob ich nicht existiere.

Auf diese Weise erfährt man sehr viel.

Meine Beziehung zu anderen Menschen ist, wie soll ich sagen, von eher akademischem Charakter. Ich möchte lieber nichts mit ihnen zu tun haben, und das kann leicht als fehlendes Interesse gedeutet werden. Das stimmt aber nicht. Menschen interessieren mich. Deshalb sehe ich viel fern. Ich lese Bücher. Ich habe eine DVD-Sammlung, um die viele mich beneiden würden. Früher war ich eine gute Ermittlerin. Eine von den besten, möchte ich behaupten. Das alles wäre unmöglich gewesen ohne Neugier auf die Schicksale anderer, auf ihr Leben.

Aber Menschen in meiner Nähe zu haben, das macht mir zu schaffen.

Ich interessiere mich für Menschen, aber ich will nicht, dass Menschen sich für mich interessieren. Das ist sehr anstrengend. Insbesondere, wenn man von Freunden und Kollegen umgeben ist und wenn man – wie bei der Polizei – im Team arbeiten muss. Nachdem ich angeschossen wurde und fast mein Leben verlor, verließen mich meine Kräfte.

Ich fühlte mich wohl, so ganz für mich allein.

Die Leute starrten, das konnte ich spüren, aber es war trotzdem so, als ob ich nicht existierte. Sie redeten unbeschwert über alles Mögliche. Obwohl viele sich nach der Verteilung der Zimmer zurückgezogen hatten, war es doch noch zu früh, um schlafen zu gehen. Viele kamen deshalb auch zurück in die Lobby, einige lungerten im Rezeptionsbereich herum. Der Schock des Unfalls ließ langsam nach. Das Lachen fiel wieder leichter. Die Situation war nicht mehr bedrohlich, auch wenn der Sturm, der außen vor dem alten Hotel tobte, stärker war als alles, was wir je erlebt hatten. Es war vielmehr so, dass gerade die zerschlossene Standfestigkeit des Hauses uns beruhigte. Das schiefe, braune architektonische Flickwerk trotzte seit fast hundert Jahren Wind und Wetter, und es würde auch in dieser Nacht nicht besiegt werden. Die Ärzte hatten sich durch die Reihen der Hilfsbedürftigen hindurchgearbeitet. Ein paar Jugendliche pokerten. Ich hatte meinen Stuhl in die Nähe des langen Holztisches gerollt,

sodass ich die Pokerrunde beobachten und den vielen Menschen zuhören konnte, die aus ihren Zimmern kamen, um sich die letzten Neuigkeiten erzählen zu lassen, um Wunden und Verletzungen zu vergleichen und um aus den riesigen Fenstern in den Sturm zu starren, der vergeblich versuchte, das Hotel *Finse 1222* zu erobern.

Ich hörte mir an, was die Leute so redeten. Sie glaubten, ich würde schlafen.

Und als endlich alle satt und verarztet waren, nachdem alle erzählt hatten, wo im Zug sie beim Aufprall gewesen waren, und weil sich außerdem die Gläser mit Bier und Rotwein füllten, galt das größte Interesse der Frage, wo um alles in der Welt Mette-Marit stecken könnte.

Bereits während der Zugfahrt waren Gerüchte im Umlauf gewesen. Zwei Frauen mittleren Alters, die hinter mir gesessen hatten, hatten kaum über etwas anderes gesprochen. Es gebe einen zusätzlichen Wagen, flüsterten sie laut. Den letzten Wagen, ganz anders als der restliche Zug, so sehe der normale Vormittagszug nach Bergen sonst nie aus. Und der hintere Teil des Bahnsteigs sei überdies abgesperrt gewesen. Es müsse also der Königswaggon sein. Er sehe zwar nicht sonderlich königlich aus, aber niemand könne schließlich wissen, wie er eingerichtet sei, und außerdem wisse doch das ganze Land von Mette-Marits Flugangst. Natürlich könne es sich bei der Reisenden auch um Sonja handeln, die die Berge so liebt, das wüssten ja auch alle, aber andererseits sei es eigentlich undenkbar, dass sie so kurz vor dem siebzigsten Geburtstag des Königs auf Reisen ginge.

Ich war aufrichtig erleichtert, als die Damen in Hønefoss ausstiegen.

Ich hatte mich zu früh gefreut.

Der Klatsch hatte neuen Schwung bekommen und war dabei, zur Wahrheit zu werden. Fremde Menschen redeten miteinander. Der Zug wurde immer unnorwegischer, je mehr er sich dem Hochgebirge näherte. Reiseproviant wurde geteilt, Kaffee

füreinander geholt. Manche wollten etwas von Bekannten gehört haben, und eine Frau Mitte zwanzig besaß die sichere Information, dass ein alter Schulkamerad aus dem Gymnasium, der jetzt bei der Königlichen Leibwache diente, in dieser Woche nach Bergen reisen musste.

Als wir in Oslo losfuhren, gab es ganz einfach einen zusätzlichen Waggon am Zug.

Als wir uns Finse näherten, war dieser Wagen zum Königlichen Reisewaggon geworden, und alle wussten, dass sich Mette-Marit samt Leibwächtern und mit großer Wahrscheinlichkeit auch dem Prinzen Sverre an Bord befanden. Der war ja noch so klein. Ein älterer, aufgeregter Mann wollte durch das Fenster noch ein kleines Mädchen gesehen haben, ehe er von der Polizei unfreundlich vertrieben worden war, also war auch Ingrid Alexandra mit von der Partie.

Aber wo steckten sie jetzt, diese vielen Königlichen?

An manchen Tagen verstehe ich besser als an anderen, warum ich lieber nichts mit anderen Menschen zu tun haben will.

2 Ihre Stimme war charakteristisch, sie grenzte an eine Parodie. Es heißt, Meinungen an sich seien niemals gefährlich. Ich bin mir da nicht so sicher.

Es ist schwer zu sagen, ob mir Kari Thues Meinungen oder ihr missionarischer Eifer größere Angst machen. Jedenfalls ist sie unheimlich clever. Mit ihrer absurden Logik, ihrem kühnen Umgang mit Tatsachen und ihrem beeindruckenden Glauben an ihre eigene Botschaft könnte sie die Protagonistin in einem Holberg-Stück darstellen. Zudem ist sie verdammt präsent. Und zwar überall: im Fernsehen, im Radio, in den Zeitungen. Kari Thue lässt ängstliche Menschen aggressiv werden und verführt ansonsten kluge Männer zur Torheit. Die Frau mit einer Stimme, die so messerscharf war wie der Mittelscheitel in ihren dünnen Haaren, hatte schon Streit angefangen. An diesem Nachmittag

hielten sich in Finse zwei Moslems auf. Ein Mann und eine Frau. Kari Thue ist ein hervorragender Spürhund, und sie hatte schon längst die Witterung des Bösen aufgenommen.

»Ich rede nicht mit Ihnen«, schrie sie. Ich musste meine Augen einen Spaltbreit öffnen. »Ich rede mit ihr!«

Ein ziemlich kleiner Mann mit einem gewaltigen Schnurrbart versuchte, sich zwischen Kari Thue und eine Frau zu schieben, mit der er aller Wahrscheinlichkeit nach verheiratet war. Sie trug dunkle lange Kleidung und ein eng sitzendes Kopftuch, sie war die Frau, die der Fußballpastor in seiner Verwirrung zur Teilnahme an der Andacht im Kaminzimmer hatte bewegen wollen. Ich hielt die beiden für Kurden. Sie konnten natürlich auch Iraner, Iraker oder von mir aus muslimische Italiener sein, aber ich entschied mich doch für Kurden. Seit ich Nefis kenne, die selbst Türkin ist, habe ich ziemlich gut gelernt, auf Details zu achten, die ich gar nicht genau erklären kann, aber die dafür sorgen, dass ich mich selten irre. Die Frau weinte und schlug die Hände vors Gesicht.

»Da sehen Sie nur«, rief Kari Thue. »Sie haben ...«

Der Geistliche mit dem Brann-Schal, der aus den Medien mindestens ebenso bekannt war wie Thue selbst, kam angefallen.

»Jetzt beruhigen wir uns erst einmal alle wieder«, sagte er mit sonorer Pastorenstimme und legte beruhigend die Hand auf die Schulter des erregten Kurden. »Ich heiße Cato Hammer. Wir müssen alle freundschaftlich miteinander umgehen und Rücksicht nehmen in einer Situation wie ...«

Seine andere Hand fuhr über Kari Thues Rücken. Sie reagierte, als ob er sie mit Schwefelsäure eingeschmiert hätte, und drehte sich so schnell um, dass fast ihr kleiner Rucksack von der Schulter gerutscht wäre.

»Hauen Sie ab da«, fauchte sie. »Fassen Sie mich nicht an!«

Er ließ sie sofort los.

»Ich finde, Sie sollten sich jetzt ein wenig beruhigen«, sagte er väterlich.

»Sie haben hier überhaupt nichts zu suchen«, sagte sie. »Ich versuche, ein Gespräch mit dieser Frau zu führen.«

Sie war so beschäftigt mit dem jovialen Geistlichen, dass der Kurde die Gelegenheit nutzte. Mit festem Griff umklammerte er den Arm seiner Frau, entfernte sich eilig von der Rezeption und verschwand Richtung Treppenhaus, wo ein geschnitztes Schild an der Decke ankündigte, dass man nun die *St. Paal's Kro* betrete.

Ich kann Pastoren nicht leiden. Ich kann auch Imame nicht leiden, obwohl mir Letztere nur sehr selten über den Weg gelaufen sind. Nur einmal bin ich einem wirklich netten Rabbiner begegnet, aber das war in New York. Mir liegt das alles nicht, Religionen ganz im Allgemeinen und die Verwalter des Aberglaubens im Besonderen. Am wenigsten habe ich für Pastoren übrig. Und ganz besonders stark reagiere ich auf Geistliche wie Cato Hammer. Sie predigen eine Toleranztheologie, bei der die Grenze zwischen Recht und Unrecht verschwimmt, und ich nicht begreife, wozu man sich dann überhaupt eine Religion leisten soll. Sie breiten ihre Arme aus und lächeln fromm. Verurteilen niemanden. Lieben alle. Ab und zu habe ich den Verdacht, dass Pastoren wie Cato Hammer überhaupt nicht an Gott glauben. Sie sind vielmehr in ein Jesus-Klischee verliebt, in den gütigen Mann in Sandalen, mit Dackelblick und einladenden Handflächen, kommt zu mir, ihr armen Kleinen. Ich kann das einfach nicht ertragen. Ich will nicht umarmt werden. Ich will Schwefelpredigten und Drohungen von Fegefeuer und ewiger Verdammnis. Gebt mir Pastoren und Bischöfe mit flammenden Blicken, gebt mir Unversöhnlichkeit, Verachtung und die Verheißung jenseitiger Strafen. Ich will eine Kirche, die ihre Mitglieder über den schmalen Pfad des Lebens peitscht und unmissverständlich darlegt, dass der Rest der Welt der ewigen Finsternis entgegengeht. Auf diese Weise ist wenigstens auch der Unterschied zwischen uns leichter zu erkennen. Und ich muss nicht das Gefühl haben dazuzugehören. Denn darum habe ich zu keinem Zeitpunkt in meinem Leben je gebeten.

Ich mochte den Typen ganz einfach nicht.

Ohne dem Gang der Ereignisse vorgreifen zu wollen, möchte ich aber doch bereits jetzt erzählen, dass mein erster Gedanke, als ich einige Stunden später von Cato Hammers Tod erfuhr, folgender war: Er war kein so schlechter Mensch gewesen.

»Sie dürfen sich nicht so aufregen«, ermahnte er die wütende Furie. »So entsteht Distanz zwischen den Menschen, Kari Thue. Muslime und Islamisten sind nicht dasselbe. So einfach ist das nicht. Sie teilen uns auf in ...«

»Idiot!«, fauchte sie. »So etwas habe ich nie gesagt und nie gemeint. Sie aber sind auf diese naive norwegische politische Korrektheit hereingefallen, die es zulässt, dass dieses Land überflutet wird von ...«

Ich hörte weg.

Obwohl Religion meiner Ansicht nach wirklich die Geißel der Menschheit ist, kann ich weder Logik noch großes Einfühlungsvermögen darin erkennen, unter den Gläubigen eine Rangordnung aufzustellen. Religion ist immer sowohl Tyrannei als auch Zivilisation, Verstoßen und Einbinden, Liebe und Unterdrückung. Und warum gerade der Islam schlimmer sein sollte als ein anderer Aberglaube, das leuchtet mir nicht ein. Kari Thue hingegen schon. Sie ist die Anführerin einer Bewegung, die behauptet, aus Solidarität Alarm zu schlagen, aus Solidarität mit Frauen, Homosexuellen, Kindern und allem, was es sonst noch so an *norwegischen Werten* geben mag.

Ich bin allergisch gegen den Begriff *Wert*.

Und in Verbindung mit dem Adjektiv *norwegisch* wird das Ganze unerträglich. In ihrem fanatischen Drang, hart gegen die *islamistische Weltbedrohung* vorzugehen, machen Kari Thue und ihre immer zahlreicheren und beängstigend einflussreichen Spießgesellen den hart arbeitenden, gut integrierten norwegischen Muslimen das Leben schwer.

Das andere Gefühl, das mich überkam, als ich einige Stunden später die Todesnachricht hörte, war eine tiefe Verärgerung

darüber, dass nicht Kari Thue anstelle von Cato Hammer starr gefroren in der Schneewehe lag.

Aber so etwas darf man wohl nicht sagen.

3 »Schläfst du?«

»Nein«, sagte ich und versuchte, mich in meinem Stuhl aufzusetzen. »Jedenfalls noch nicht.«

Ich fühlte mich steif. Auch wenn ich meine Beinverletzung nicht spürte, tat mir alles weh wie nach einer Prügelei. Mein Rücken schmerzte, meine linke Schulter war verspannt, mein Mund ausgetrocknet. Dr. Streng hatte sich einen Stuhl herangezogen. Er bot mir Rotwein an.

»Nein danke. Aber ein Glas Wasser wäre jetzt gut.«

Schon wenige Minuten später war er zurück.

»Danke«, sagte ich und leerte das Glas in einem Zug.

»Gut«, sagte Dr. Streng. »Es ist wichtig, Flüssigkeit aufzunehmen.«

»Immer«, sagte ich und lächelte verkrampft.

»Entsetzliches Wetter«, sagte er fröhlich.

Auf solche Phrasen gebe ich grundsätzlich keine Antwort.

»Ich wollte vorhin nach draußen gehen«, erzählte er unverdrossen weiter. »Um die Kälte mal zu spüren. Aber das war nicht möglich! Da draußen wütet nicht nur ein Orkan, angeblich hat hier oben niemand je zuvor solche Schneemassen erlebt. Der Schnee bedeckt bereits Wände und Fenster und ... wir haben jetzt sechsundzwanzig Grad unter null, und bei diesem Wind wird die effektive Kälte ...«

Er überlegte.

»Eiskalt?«, schlug ich vor.

Ich stellte das Glas auf den Boden. Löste die Bremsen meines Stuhls und nickte dem Arzt kurz zu, ehe ich mich langsam in Bewegung setzte. Aber er verstand diesen Hinweis leider nicht.

»Wir können uns hierhin setzen«, schlug er vor und kam mit

zwei Rotweingläsern in den Händen hinter mir hergewatschelt.

»Dann können wir uns das Wetter ansehen.«

Ich gab auf und stellte mich vor das Fenster.

»Nicht viel zu sehen«, sagte ich. »Weißes Wetter. Eis. Schnee.«

»Und Wind«, sagte Magnus Streng. »Was für ein Wind!«

Damit hatte er allerdings recht. Der Lärm von draußen zwang alle, ihre Stimmen zu heben, um gehört zu werden. Bemerkenswerter war es jedoch, dass der Wind die Fenster vibrieren ließ, als wäre das Unwetter ein lebendiges Wesen mit Herz und schwerem Puls. Der Blick fand keine Anhaltspunkte, keinen Halt. Keine Bäume, keine Gegenstände, sogar die Wände des Anbaus verschwanden in einem wirbelnden Chaos aus Schnee.

»Ganz ruhig«, sagte eine Stimme hinter mir. »Diese Fenster halten dem Druck stand. Das ist dreischichtiges Glas. Wenn eine Schicht bricht, sind immer noch zwei übrig.«

Geir Rugholmen war offenbar kein nachtragender Mensch. Er setzte sich auf die Tischkante und prostete mir zu. Sein Getränk sah aus wie Cola.

»Bestimmt«, sagte ich.

»Faszinierend«, sagte der Arzt vergnügt. »Diese Fenster hier sind ja nicht so groß, aber in der *Blästue* wird einem anschaulich demonstriert, dass Glas ein elastisches Material ist. Sag mal, Rugholmen, kannst du uns erzählen, ob etwas an den Gerüchten stimmt, dass Angehörige der Königsfamilie unter uns weilen?«

Ich war mir sicher, im Gesichtsausdruck des Bergensers eine minimale Veränderung gesehen zu haben. Etwas Wachsameres, ein winziges Flackern des Blickes, ehe er sich hinter seinem Glas versteckte.

»Purer Unsinn«, sagte er dann. »Man darf nicht alles glauben, was man hört.«

»Aber dieser Wagen«, protestierte Magnus Streng. »Da war doch wirklich ein Extra...«

»Alles in Ordnung bei dir?«, fragte Rugholmen und sah mich mit einem leichten Lächeln an, als wolle er damit unsere letzte Auseinandersetzung ungeschehen machen.

Ich nickte und schüttelte danach den Kopf, als Magnus Streng abermals versuchte, mir das Rotweinglas aufzudrängen.

»Jetzt müssten eigentlich alle untergebracht sein«, sagte Rugholmen. »Und wir können froh sein, dass wir die anderen rechtzeitig in die umliegenden Häuser bringen konnten. Im Moment ist es unmöglich, sich draußen zu bewegen. Man wird sofort zu Boden gerissen.«

»Wann werden wir hier abgeholt?«, fragte ich.

Geir Rugholmen lachte. Sein Lachen war hell und dünn, wie das eines Mädchens. Er zog eine Dose Kautabak hervor.

»Du gibst wohl nie auf«, sagte er.

»Wie lange wird dieser Sturm noch dauern?«, fragte ich.

»Lange.«

»Was heißt lange?«

»Schwer zu sagen.«

»Aber ihr müsst doch in Kontakt zum Meteorologischen Institut stehen«, sagte ich und versuchte nicht einmal, meine Verärgerung zu verbergen.

Er steckte sich ein Stück Tabak unter die Oberlippe und steckte die Dose wieder in die Hose.

»Es sieht nicht gut aus«, sagte er. »Aber du kannst beruhigt sein. Wir haben genug zu essen, genug Brennstoff und jede Menge zu trinken. Also mach es dir gemütlich.«

»Da es nun einmal passiert ist«, sagte Magnus Streng, »haben wir doch phantastisches Glück gehabt, dass wir nur wenige hundert Meter vom Bahnhof entfernt waren. Und auch unsere Geschwindigkeit war deshalb noch nicht so hoch. Etwas unter siebenzig Stundenkilometern, habe ich gehört. Und da können wir wirklich vom Glück im Unglück reden. Und dann noch dieses Hotel! Was für ein Zufluchtsort! Was für ein Service! Nur Lächeln und Freundlichkeit überall. Man könnte meinen, dass die jeden Tag Unfallopfer aufnehmen ...«

»Wer ist hier eigentlich verantwortlich?«, fiel ich ihm ins Wort und sah Geir Rugholmen an.

»Verantwortlich? Für das Hotel?«

Ich seufzte.

»Für den Unfall?«, fragte er sarkastisch und breitete die Arme aus. »Für das Wetter?«

»Für uns«, sagte ich. »Wer ist für die Rettungsarbeiten verantwortlich? Dafür, uns hier wegzuholen? Soviel ich weiß, liegt die operative Verantwortlichkeit bei der lokalen Polizei. Wer ist das? Die Dienststelle Ulvik? Gibt es einen lokalen Repräsentanten? Ist die Hauptrettungszentrale in Sola ...«

»Das waren aber verdammt viele Fragen«, unterbrach Geir Rugholmen mich so laut, dass alle, die in der Nähe saßen, in unsere Richtung blickten. »Und es ist wohl nicht meine Aufgabe, solche Fragen zu beantworten.«

»Ich dachte, du bist vom Rettungsdienst. Dem Roten Kreuz?«

»Da irrst du dich aber gewaltig.«

Er knallte sein Glas auf den Tisch.

»Ich bin Anwalt«, sagte er wütend. »Und wohne in Bergen. Ich habe hier eine Wohnung und habe mir eine Woche freigenommen, um vor den Winterferien die Küche zu renovieren. Als es knallte, brauchte man nicht viel Phantasie, um zu begreifen, was da passiert war. Ich habe ein Schneemobil. Ich habe dir und vielen anderen geholfen und verlange dafür keinen Dank. Aber ein bisschen freundlicher könntest du schon sein? Oder nicht?«

Sein Gesicht war so nah an meinem, dass ich einen feinen Speichelregen spürte, als er weiterfauchte:

»Und wenn du schon nicht dankbar sein willst, dann könntest du vielleicht dem Mann ein bisschen entgegenkommen, der bei diesem verdammt Unwetter wie ein Verrückter hin- und hergefahren ist, um dich und deinen verdammt Stuhl in Sicherheit zu bringen, statt seinen Küchenschrank anzustreichen?«

Ich bin daran gewöhnt, dass die Leute weggehen. Das ist ja sogar mein Ziel. Es geht darum, das Gleichgewicht von Unhöflichkeit und Verschlossenheit zu finden. Zu viel von Letzterem macht die Leute nur neugierig und aufdringlich, so wie Magnus Streng, der offenbar beschlossen hatte, mich besser kennenzulernen. Aber gerade hatte ich zu viel von Ersterem gezeigt.

»Tut mir leid«, sagte ich und versuchte, aufrichtig zu wirken.  
»Natürlich bin ich dankbar für deine Hilfe. Vor allem, weil du mir den Stuhl geholt hast, obwohl das Wetter noch schlimmer geworden ist. Danke. Tausend Dank.«

Es war gelungen. Geir Rugholmen sah mich einige Sekunden lang verwundert an, dann zuckte er mit den Schultern und grinste.

»Na gut«, sagte er. »Und ich kann noch berichten, dass es ein Informationstreffen gibt, und zwar in ...«

Er warf einen Blick auf eine Taucheruhr aus schwarzem Kunststoff.

»... einer halben Stunde. Hier unten, aus Rücksicht auf Sie übrigens. Das war mein Vorschlag. Und um es ein letztes Mal ganz deutlich zu sagen: Es wird lange dauern, bis wir geholt werden. Wie lange, das kann keiner vorhersehen. Die Überlandleitungen sind ein Stück westlich von Haugastøl umgestürzt. Und bei diesem Schneesturm kommen nicht einmal Räumfahrzeuge mit Dieselantrieb durch. Von Hubschraubern können wir bei diesem Wetter nur träumen. Wir sind vollkommen isoliert. Also kannst du genauso gut versuchen, die Sache ganz gelassen anzugehen. In Ordnung?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, trank er den Rest seiner Cola aus und ging.

Adrian hatte Gesellschaft gefunden.

Das überraschte mich. Ich hatte ihn schon kurz zuvor beobachtet, wie er über den groben, abgenutzten Bretterboden schlurfte, dicht gefolgt von einem älteren Mädchen. Sie mochte so um die achtzehn sein. Aber das war schwer zu schätzen. Sie sah aus wie eine hässliche Ausgabe der Comicfigur Nemi Montoya. Klapperdürr und dunkle Kleidung, mit pechschwarzen Haaren. Nur der mausgraue Haaransatz am Mittelscheitel, ein silbernes Piercing in der Unterlippe und ihre blasse Gesichtshaut durchbrachen die Farbmonotonie. Sie war so stark geschminkt, dass sie genauso gut auch fünfzehn oder fünfundzwanzig hätte sein können. Die beiden saßen neben der Küchentür auf dem

Boden, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, die Arme um die Knie geschlungen. Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie miteinander redeten. Sie saßen einfach nur da, wie zwei stumme Ausgestoßene inmitten einer Menschenmenge, die im Laufe des Abends immer ausgelassener wurde.

»Bist du sicher, dass du nichts möchtest?«

Magnus Streng hielt mir das Rotweinglas hin.

Am liebsten hätte ich ihn daran erinnert, dass er Arzt war. Und dass ich unlängst in einen schwerwiegenden Unfall verwickelt gewesen war, ein Skistock hatte sich durch mein Bein gebohrt und zu hohem Blutverlust geführt. Ich hätte ihn gern gefragt, ob er Alkohol als eine geeignete Medizin für eine gelähmte Frau mittleren Alters in einem zweifellos geschwächten Allgemeinzustand ansah.

Aber es gibt Grenzen, auch für mich:

»Nein danke.«

Aber ich lächelte nicht. Das hatte ungefähr denselben Effekt. Er stellte vorsichtig das Glas ab.

»Na gut«, sagte er und erhob sich. »Dann noch einen schönen Abend. Ich versuche mal, diesem königlichen Mysterium auf den Grund zu gehen.«

Mein Telefon klingelte.

Das heißt, es leuchtete lautlos. Ich habe es immer auf lautlos gestellt. Bisher hatte es in der Tasche meiner Daunenjacke gesteckt. Fünfzehn unbeantwortete Anrufe.

Vermutlich hatten mittlerweile alle Medien das Unglück gemeldet. Und da die Satellitenschüsseln von Finse entweder vom Sturm herabgeworfen oder vom Schnee begraben waren, gab es keinen funktionierenden Fernsehapparat, weder im Hotel noch in den privaten Wohnungen. Einige hatten im Laufe des Nachmittags und Abends Radio gehört. Aber niemand hatte etwas Neues über die Rettungsaktion zu berichten. Offenbar war die ganz einfach eingestellt worden, es ließ sich ja auch kaum behaupten, dass wir große Not litten. Selbst ich musste zugeben, dass es keinen Sinn ergab, Leben und Gesundheit aufs Spiel zu

setzen, um Überlebende zu retten, die sicher und warm in einem gemütlichen Hotel untergebracht waren. Der tote Lokomotivführer hatte es wohl auch nicht eilig mit dem Verlassen der Berge. Und was den geheimnisvollen Zusatzwaggon anging, waren dessen Fahrgäste ganz offenkundig im obersten und luxuriösesten Appartement einlogiert worden.

Im Grunde war also alles so weit in Ordnung.

Abgesehen von der Tatsache, dass ich etwas vergessen hatte.

Sogar ich habe Menschen, die mir nahestehen, eine Frau und ein Kind.

Ich hatte vergessen, zu Hause anzurufen.

Obwohl mir vor dem Gespräch mit Nefis grauste und ich versuchte, vor dem Anruf eine Strategie zu entwickeln, konnte ich doch Geir Rugholmens Reaktion auf meine Frage nach dem geheimnisvollen Wagen nicht vergessen. Dass Mette-Marit sich im Zug befunden haben sollte, war absolut unwahrscheinlich. Aber es hatte diesen Wagen gegeben. Und es hatten Wachen auf dem abgesperrten Bahnsteigabschnitt im Osloer Hauptbahnhof gestanden.

»Ich lebe noch«, sagte ich, ehe Nefis auch nur ein Wort herausbringen konnte. »Ich bin unversehrt, und es geht mir relativ gut.«

Sie beschimpfte mich so lange, dass ich zum Schluss nicht mehr zuhörte.

Wenn im letzten Wagen keine Angehörigen der Königsfamilie gesessen hatten, wer dann?

»Verzeih mir«, sagte ich leise, als es am anderen Ende der Leitung endlich still wurde. »Es tut mir wirklich leid. Ich hätte sofort anrufen müssen.«

Wer immer mit dem letzten und absolut außerplanmäßigen Wagen im Zug von Oslo nach Bergen gereist sein mochte, es war unbegreiflich, dass diese Leute seit dem Unfall von niemandem gesehen worden waren. Das konnte einfach nicht sein. Jemand musste ihnen geholfen haben. Jemand vom Rettungsteam hatte ihnen auf dem Weg vom Tunneleingang zum Hotel beistehen müssen. Was immer es mit den Gerüchten aufsich haben mochte,

ich sah keine andere Erklärung als die, dass den Menschen aus dem letzten Wagen zuerst geholfen worden war und sie sich deshalb bereits im Haus und im Appartement unterm Dach befanden, bevor wir anderen aus dem Zug im *Finse 1222* eingetroffen waren.

»Es tut mir leid«, beteuerte ich noch einmal. »Wirklich.«

Nefis weinte am anderen Ende der Leitung.

## 2

### **Laut Beaufort-Skala:**

#### **Auswirkungen des Windes im Gebirge.**

*Leichte Brise. Windgeschwindigkeit: 6–11 km/h*

*Spürbar bei starker Kälte.*

*Die Schneeflocken bewegen sich eher horizontal als vertikal.*

1 Ich war allein in der Rezeption. Diese Halle fungierte ansonsten auch als Aufenthaltsort für die anderen Hotelgäste. Der lange Tisch vor den Fenstern und zwei grobe Manilasessel neben der Treppe luden zum Verweilen ein, sowie eine abgenutzte Sitzgruppe in einer Ecke, die mit gutem Willen als Bar bezeichnet werden konnte. Die meisten Lampen waren gelöscht. Im Halbdunkel fuhr ich in die Ecke hinter einer kräftigen quadratischen Stützsäule, wo Thermoskannen mit Kaffee und eine kleine Maschine standen, die angeblich heiße Schokolade herstellen konnte. Über dem Tresen hing ebenfalls ein grob geschnitztes Schild: *Millibar*. Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, die Nacht auf einem der kurzen Sofas zu verbringen. Das wäre definitiv bequemer. Ich ließ es aber sein.

Es war Viertel nach eins und ich war ganz allein.

Das Informationstreffen war ungeheuer wenig informativ gewesen. Wir hatten erfahren, dass es schlimmer schneite als seit Menschengedenken. Dass es stürmte und extrem kalt war. Dass der verunglückte Zug die Bahnlinie nach Westen versperrte und dass in nächster Zeit auch von Osten keine Hilfe zu erwarten war. Hilfe aus der Luft war selbstverständlich ausgeschlossen.

Außerdem wurde zu unserer Beruhigung versichert, dass es für mehrere Tage genug zu essen und zu trinken gebe und dass die Stromversorgung auch kein Problem darstelle, zumal ein Notaggregat vorhanden sei.

Letzteres war das Einzige, was ich vorher noch nicht gewusst hatte.

Eine langweilige Veranstaltung.

Trotzdem war ich später froh darüber, daran teilgenommen zu haben.

2 Die Zahl der Hotelgäste war jetzt auf 196 gesunken, wenn man die Insassen des geheimen Wagens außen vor ließ. Zu diesen 196 Menschen zählten die sieben Hotelangestellten sowie die vier Männer und die eine Frau vom Roten Kreuz, die sich glücklicherweise gerade in Finse aufgehalten hatten, um alles für die Winterferien vorzubereiten. Drei deutsche Touristen waren die einzigen regulären Hotelgäste. Zwei von ihnen waren mit demselben Zug gekommen wie wir, ich hatte gesehen, wie sie sich kurz vor Abfahrt des Zuges in Finse über den Bahnsteig gekämpft hatten. Sie schienen sich über den Orkan zu freuen und hatten eine Menge Bier getrunken, ehe sie als Letzte schlafen gegangen waren. Die übrigen Fahrgäste aus dem Zug waren in den umliegenden Häusern untergebracht. Diese Häuser hatten Namen, die zur Eisenbahn und zur Gebirgswelt passten: Finsenut, Elektrohus und Tusenheimen. Sie befanden sich lediglich hundert bis dreihundert Meter von uns entfernt, wie wir nun erfahren. Aber bei diesem Wetter hatten die Menschen dort trotzdem keine Möglichkeit, an dem Treffen teilzunehmen.

196 Menschen sind natürlich keine akzeptable Zahlenmenge, um daraus statistische Schlüsse zu ziehen. Es waren zum Beispiel zu viele Männer dabei, um uns mit der Normalbevölkerung vergleichen zu können. Und viel zu wenige Personen über sechzig, wenn ich das richtig beobachtet hatte. Ich hatte außerdem nur

vier Kinder unter zehn gezählt, zusätzlich zu dem rosafarbenen Baby aus dem Zug, das ich seit dem Unfall nicht mehr gesehen hatte. Auch wusste ich wenig über die verschiedenen Berufsgruppen, obwohl sich inzwischen herausgestellt hatte, dass die Zahl der Geistlichen und Kirchenmitarbeiter erschreckend hoch war. Ein ganzer Schwarm von ihnen hatte zu einem Kongress nach Bergen gewollt, auf dem über die Zukunft der Staatskirchenordnung verhandelt werden sollte. Zu dieser Gruppe gehörte auch der nicht übermäßig beliebte Fußballpastor. Obwohl ich ihn nach seinem Zusammenstoß mit Kari Thue mit anderen Augen sah. Bei der Informationsveranstaltung saß er allein hinter einer Säule an der Bar, die es ihm unmöglich machte, die Frau in den Kniebundhosen zu sehen, die uns mit milder Stimme und ein wenig zu leise bat, die Ruhe zu bewahren. Ehe er aus meinem Blickfeld verschwand, registrierte ich, dass er ungewöhnlich ernst wirkte. Kari Thue konnte sogar dem Teufel einen Schrecken einjagen.

Trotz der niedrigen Zahlengrundlage, bei der Gottes Diener und Askulaps Jünger numerisch übermäßig vertreten waren, hatte ich dennoch das Gefühl, einen repräsentativen Querschnitt der norwegischen Bevölkerung zu beobachten. Ich saß an der Wand neben der Treppe, die hinunter zum Kaminzimmer und hinauf zu dem alten Eisenbahnwagen führte, der als eine Verbindungsbrücke zwischen dem Hotel und den privaten Wohnungen im Apartmenttrakt fungierte und frei in der Luft zu schweben schien. Von dort hatte ich einen guten Blick über eine fast ausschließlich weißhäutige Versammlung. Abgesehen von dem kurdischen Ehepaar und den drei Deutschen gab es nur eine weitere Person nichtnorwegischer Herkunft: einen dunkelhäutigen Mann Mitte fünfzig, den ich aufgrund seiner englischen Aussprache in Südafrika verortete.

Ich konnte auch nicht ausschließen, dass sich unter uns der eine oder andere Schwede oder Däne versteckte.

Da die Anzahl der in Norwegen ansässigen Ausländer unter neun Prozent liegt, waren wir ein wenig vom wirklichen Le-

ben entfernt. Aber ansonsten war fast alles vertreten. Arrogante Jugendliche in schweineteuren Klamotten, die mit dem ›Abschaum‹ Adrian und seiner jämmerlichen Freundin kein Wort wechselten. Gestresste Geschäftsleute mit teuren Laptops, die immer wieder versuchten, eine Internetverbindung herzustellen. Es gab heulende Kinder und Frauen mittleren Alters. Eine Mannschaft von vierzehnjährigen Handballerinnen sah gar nicht ein, warum sie Rücksicht nehmen sollten. Sie tobten durch das ganze Hotel und stritten lauthals darüber, wer mit wem das Zimmer teilen sollte. Einige der Erwachsenen zeigten sich dem Trubel gegenüber demonstrativ gleichgültig, andere plapperten aufgeregt über alles Mögliche, von der Bettenverteilung und dem überraschend guten Essen bis zu dem Bridgeturnier, das im Kaminzimmer begonnen hatte. Allen Norwegern war eine Sache gemeinsam, und das unterschied uns von den Kurden, den Deutschen und dem Südafrikaner. Wir hatten keine Angst. Während das muslimische Ehepaar immer wieder ängstlich zu den Fenstern hinüberschaute und Kari Thue und der tobende Sturm sie erschauern ließen, fühlten wir anderen uns mehr oder weniger wie im Skiurlaub. Die Deutschen wirkten zwar übergücklich darüber, ihren gesammelten Erlebnissen auch noch einen Orkan hinzuzufügen zu können, aber nach sechs großen Bieren konnte keiner von ihnen mehr seinen Respekt vor dem Wetter und seine Angst vor dessen Folgen verbergen. Den Südafrikaner schienen eher die wissenschaftlichen Aspekte zu interessieren. Er lief immer wieder zum Fenster, schüttelte mit dem Kopf, presste die Hand gegen das Glas und schaute aus zusammengekniffenen Augen in das Schneegestöber hinaus, als suche er dort etwas. Zweimal stieg er auf die Fensterbank, legte die Stirn an das kalte Glas und schien sich ganz und gar in seinen Träumereien zu verlieren.

Wir anderen verhielten uns nach norwegischer Manier und wurden zu einem kleinen Stück Norwegen.

Und das würde zwangsläufig früher oder später zu einem Verbrechen führen. Ich überschlug die Zahlen im Kopf und wusste,

dass es innerhalb der nächsten fünf Tage passieren würde, rein statistisch gesehen und ohne Berücksichtigung der besonderen Umstände.

Aber in fünf Tagen würde ich sehr weit von Finse entfernt sein.

Das würden wir alle.

Ich muss übrigens noch die Hunde erwähnen. Beim Entgleisen des Zuges waren vier an Bord gewesen, und alle vier waren gerettet worden. Ein Pudel, ein Gordon Setter und ein, wie ich später erfuhr, portugiesischer Wasserhund.

Der vierte Hund jagte seiner Umgebung eine solche Angst ein, dass sein Besitzer ihn einsperren musste, weit entfernt von Kindern und anderen zarten Gemütern.

3 Ich war eingeschlafen.

Zum Glück war mir das sofort bewusst, als Geir Rugholmen an meiner Schulter rüttelte. Ich wandte mein Gesicht ab und fuhr mir mit dem Ärmel über den Mund. Beim Schlafen sabberte ich wie eine Verrückte.

»Hat der Arzt recht?«

Er sprach leise, ein angestrengtes Flüstern.

»Was?«

Ich setzte mich auf und hob die Arme. Er war mir zu nahe gekommen.

»Bist du bei der Polizei?«

»Das war ich mal. Ist lange her. Kann ich ein bisschen Platz haben?«

Gereizt zog ich den Kopf zurück. Ich schaute auf die Uhr, es war fünf nach halb sechs. Morgens.

»Bei was für einer Polizei?«, beharrte er, ohne Platz zu machen.

»Der norwegischen. Ich war eine ganz normale norwegische Polizistin.«

»Ach, hör auf. Was für Fälle hast du da bearbeitet?«

»Ich war zwanzig Jahre lang bei der Osloer Polizei. Und hatte alle möglichen Fälle.«

»Welcher Dienstgrad?«

»Warum willst du das alles wissen?«

Geir Rugholmen ließ sich in einen Sessel fallen.

»Jetzt hör doch endlich auf«, sagte er müde. »Ich kapiert nicht, wieso du dich hier wie ein Arschloch aufführen musst. Draußen liegt eine Leiche. Steif gefroren.«

Er schlug die Hände vors Gesicht und stützte die Ellbogen auf die Knie.

Sein Geruch gefiel mir. Er roch nach Gebirge und Mann und Freiluftleben. Ich habe eigentlich wenig übrig für Gebirge und Männer und Freiluftleben. Nicht, dass ich das alles verabscheue, aber sie spielen in meinem Leben keine Rolle. Der Geruch seiner Kleider erinnerte mich aber trotzdem an etwas, das ich nicht genauer benennen konnte, an etwas Warmes und Geborgenheit Ausstrahlendes, das ich vermutlich absichtlich verdrängt hatte.

»Ziemlich idiotisch, vor die Tür zu gehen«, sagte ich. »Ausgerechnet jetzt. Schreit ja geradezu danach. Zu erfrieren, meine ich.«

»Er ist nicht erfroren.«

Ich versuchte, gleichgültig zu wirken. Geir Rugholmen erhob sich mit steifen Bewegungen. Schüttelte den Kopf, grinste müde und zeigte auf die Fenster, die bei gutem Wetter angeblich einen großartigen Blick auf den See Finsevann und den mächtigen Gletscher Hardangerjøkul am anderen Seeufer boten. Die Fensterbänke waren breit und konnten als Bänke genutzt werden.

»Dein Freund legt ja keinen großen Wert auf Komfort«, sagte er und ging.

Ich war doch nicht allein gewesen. Adrian schlief auf der Fensterbank unter einer Wolldecke, in eisigem Luftzug, mit einer Jacke als Kopfkissen. Die Füße in den ausgelatschten Turnschuhen ragten unter der Decke hervor, die Mütze war tief über die Augen gezogen. Er atmete regelmäßig.

»Was ist passiert?«, fragte ich, als Geir Rugholmen sich in Bewegung setzte.

»Ich hab keinen Bock mehr.«

»Du hast gesagt, dass er steif gefroren war. Trotzdem ist er nicht erfroren. Was ist passiert?«

Er blieb stehen, ohne sich umzusehen.

»Gibst du endlich nach? Willst du wirklich helfen?«

Ich wollte nicht helfen. Das Einzige, was ich wollte, war, von hier weggeholt zu werden. Die Berge, die Menschen und vor allem den verdammten Schnee hinter mir zu lassen, der das Hinausschauen inzwischen fast unmöglich machte. Mir wurde schwindlig und schlecht, wenn ich auf das Chaos vor dem Fenster sah, wo es nichts gab, an das sich mein Blick heften konnte.

Ich gab keine Antwort, aber er blieb stehen.

»Er ist erschossen worden«, sagte er. »Aus nächster Nähe, wenn ich das richtig beurteilen kann.«

»Erschossen.«

Ich wiederholte das Wort, um sicher zu sein, dass ich richtig gehört hatte.

»Ja. Kopfschuss.«

Langsam drehte er sich um. Er machte zwei Schritte auf mich zu, dann blieb er abermals stehen, wischte sich mit Daumen und Zeigefinger Tabak aus den Mundwinkeln und holte tief Luft.

»Ich heiße Hanne Wilhelmsen«, sagte ich, um ihm zuvorzukommen. »Und viele würden mich wohl als eigenartig bezeichnen.«

Geir Rugholmen nahm meine ausgestreckte Hand, ohne zu lächeln.

»Damit hast du auf jeden Fall recht. Ich heiße Geir, aber das hast du bestimmt schon vergessen.«

»Nein. Und wer liegt jetzt da draußen?«

Er ließ meine Hand nicht los.

»Cato«, sagte er nach kurzem Zögern. »Der Fußballpastor. Cato Hammer.«

Aus irgendeinem Grund war ich nicht überrascht.